

Mit kräftiger, aber barmherziger Sprache

Der aus Wurzen stammende Bernd Wagner stellt sich morgen in der Zentralbibliothek als neuer Dresdner Stadtschreiber vor.

Von Tomas Gärtner

Womit Bernd Wagner, der neue Dresdner Stadtschreiber, einen in seinen Texten überzeugend, ist unter anderem seine Haltung, das Leben zu bejahen und selbst aus misslichst-Situationen noch etwas zu machen. Mit seinen Geschichten im Hinterkopf dürfte man so leicht nicht unterzukriegen sein. An großen Entwürfen, Utopien gar, hat er sich nicht abgearbeitet. Gegen die Verheißungen der Ideologie war Wagner immun.

Einem größeren Kreis von Lesern bekannt geworden ist der 1948 in Wurzen als Sohn eines Hufschmieds geborene Autor 2018 mit seinem Erinnerungsbuch „Die Sintflut in Sachsen“ (Schöffling & Co.), in dem er kleinstädtischem Leben ein literarisches Denkmal gesetzt hat, äußerst genau, herb, ungeschliffen; seine zwanzigste Veröffentlichung.

Weniger bekannt sind seine Gedichte. Dabei stehen sie am Anfang seiner literarischen Laufbahn. Schon während seines Pädagogikstudiums in den Sechzigern in Erfurt begann der gelernte Rohbaumonteur Verse zu schreiben. Noch vor seinem 18-monatigen Wehrdienst bei der Bereitschaftspolizei bekam er, später für einige Zeit Lehrer für Deutsch und Kunstszene in Schmachtenhagen bei Oranienburg, eine Einladung zum ersten „Poetentreffen“ im Schweriner Schloss. „Zweite Erkenntnis“ (1978 bei Aufbau) hieß sein erster Gedichtband. Weitere zwei sind seither erschienen: „Mein zu großes Auge“ (1988) und „Den Berliner Blinden“ (2013).

Für all jene, die den Lyriker Wagner kennenlernen wollen, hat der



Bernd Wagner, „Die Sintflut in Sachsen“, Schöffling & Co., 432 S., 24 Euro



Bernd Wagner: Poesiealbum 345, Märkischer Verlag, 32 S., 5 Euro

Märkische Verlag Wilhelmshorst dieses Jahr eine kleine Auswahl in Heftform herausgebracht, als Nummer 345 der Reihe „Poesiealbum“. Wie in einem Konzert finden wir dort wichtige Charakterzüge dieses Autors: Sein Interesse für soziale Randgestalten mit künstlerischen Ambitionen, die uns besser Situierte manches lehren können, zum Beispiel: „Wie man sich ohne Hartsinn und Verdrossenheit / erwehren kann der Macht der Lemuren“ oder, dass Herzen verarmen, „wenn ihnen der Sing-sang fehlt“ („An Kurt Wanskis Grab“).

Seinen Lesern bekommt er: „Ich leih euch meine Zunge für alles, was ihr fürchtet, ahnt und wünscht. / Schenkt mir euer Lächeln, Wundern / und was sonst noch wortlos singt in eurem Herz“ („Tauschgebot“). Und eine seiner wichtigsten Maximen bringt er auf die schöne Zeile: „da du dein Leben



Bernd Wagner auf der Leipziger Buchmesse 2018

FOTO: ANDRE KEMPNER

nicht bezwingen kannst, mußt du es lieben.“ Die Haltung des Schriftstellers ändern gegenüber wünscht man sich als Grundsatz für unsern Umgang miteinander: „Jeder Mensch, dem du begegnest, kämpft einen schweren Kampf.“ („Berliner Lektionen“).

Behutsam erzählen zu können, voll Mitgefühl für seine Gestalten, das hatte ihm Friedemann Berger bereits im Nachwort zum Prosadebüt „Das Treffen“ (1976 bei Aufbau) bescheinigt. Wagner, so lobte er, spreche „eine barmherzige Sprache voller Bedachtsamkeit“.

In seinen Erzählungen lernen wir Menschen kennen, die Furcht vor etwas lebenslang Bedrohlichem, Angst und Beklemmung haben, ihrer inneren Leere etwas entgegenzusetzen versuchen. Die Titelgeschichte schildert, wie die ältere Tochter, die in den Westen Deutschlands gegangen ist, sich in Ostberlin mit ihrer sächsischen Familie trifft. Schon sind Unterschiede und Entfremdung unübersehbar. Der Junge erlebt die Eltern als etwas peinliches, seltsames Paar. Aber: „Er empfindet keine Scham. Sie tun ihm leid.“

Mythologische Stoffe aus Bibel und griechischer Mythologie gestaltet Bernd Wagner. Und er entwickelt Ge-

stalten aus der Literaturgeschichte weiter: Wagner zum Beispiel, den Famulus aus Goethes „Faust“. Den sterbenden Georg Büchner lässt er phantasierend mit den Figuren seiner „Lenz“-Novelle und seiner Stücke verschmelzen.

In den drei Erzählungen des Bandes „G. in B.“ (1979) setzt er an Defoes Beschreibung der Pest im London des Jahres 1665 an, borgt sich bei Gottfried Keller das „Merlein“, ein widerborstiges Kind, das sich nicht anpassen will, sich christlicher Erziehung verweigert und am Zwang, mit dem es gefügig gemacht werden soll, zerbricht – eine wunderliche, phantasievolle Außenseiterin, deren Besonderheit nur einer begreift: ein Maler. Auch der Dramatiker Christian Dietrich Grabbe, Held der dritten Erzählung, ist Außenseiter, ein innerlich zerrissener Bohemier.

Mehr und mehr versuchte Bernd Wagner, die Grenzen realistischen Erzählens zu überschreiten. Nicht von Ungefähr heißt der letzte, in der DDR erschienene Erzählungsband „Reise im Kopf“ (1984). In kunterbunten kurzen Texten beschreibt er wilde Träume – Surrealismus im Kleinformat, rätselhaft, absurd, witzig, finstern. Dem Unvorhergesehenen, Überraschenden, Disparaten wollte er mehr Platz in seiner Literatur geben, wie er in einem Interview bekannte.

Es war jene Zeit, als er, der 1976 die Protestresolution gegen die Ausbürgerung Wolf Biermann unterschrieben hatte, in Berlin zusammen mit Uwe Kolbe und Lothar Trolle die kleine Samisdat-Zeitschrift „Der Kaiser ist nackt“ herausgab, seit 1983 hieß sie „Mikado“. In einer Auflage von hundert Exemplaren brachte die Texte von ihnen und

„Ich leih euch meine Zunge für alles, was ihr fürchtet, ahnt und wünscht. / Schenkt mir euer Lächeln, Wundern / und was sonst noch wortlos singt in eurem Herz

Freunden, die anderswo wegen der Zensur keine Chance gehabt hätten.

Bald reichte ihm auch diese literarische Insel nicht mehr, wurden ihm die Verhältnisse in der DDR zu eng. 1985 reiste er nach Westberlin aus – um einen neuen Lebensabschnitt mit neuen Erfahrungen zu beginnen, wie er dem Radiosender MDR Kultur in einem Gespräch erklärte. Er musste, was seinen DDR-Mitbürgern erst vier Jahre später auf anderem Weg blühte: sich unter westlichen Marktbedingungen behaupten.

Beklagt hat er das nie. Wie man mit Nebenjobs Geld verdient, hatte er schon in der DDR erprobt. Das tat er nun auch im Westen, sobald Flaute auf dem Konto drohte, oder er musste aufs Sozialamt. Wie man sich fast ohne Geld in der Großstadt durchschnort, hat er gemeinsam mit Luise Wagner in dem Buch „Berlin für Arme“ (Eichborn, 2008) veratet. Sicherheit schien nie sein Hauptbedürfnis zu sein. „Es geht im Leben nicht darum, dass alles glatt läuft“, sagte er MDR Kultur, „sondern darum, reiche Erfahrungen zu sammeln und sich zu bewähren.“

Womöglich kam ihm zugute, dass er aus einer Handwerkerfamilie stammte, die sich mit eigener Hände schwerer Arbeit durchbeißen musste. Schmiedene, eine Jahrtausende alte, archaische Tätigkeit. Als das Feuer in der Werkstatt seines Vaters und Großvaters erlosch, fachte er es beschreibend wieder an – wenigstens in der Erinnerung. Und begriff dabei auch, was er vor allem von den Leuten in der Hufschmiede gelernt hatte: das Erzählen.

Antrittslesung am Donnerstag, 19.30 Uhr, Zentralbibliothek Kulturpalast